Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Der Schatten am Grenzzaun
Autor: Humphrey Swanson, J.M. / Spöndly, Johanna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575208

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wir nicht die ganze Woche hindurch Tag und Nacht mit unserm Anken das ewige Licht speisen mögen. Uebrigens mochtest du ihn wohl leiden, als er noch ein Knabe war!"

Maria lauschte, achtlos gegen das Gerede der Lehrerin, dem Schrei des Raubvogels, der über den Waldwipfeln die Flügel spreizte und seinen gierigen Schrei wie ein Kriegssignal ins Tal gellen ließ.

Vom äußersten Rand des Himmels war die Sonne fast in die Mitte gefahren und brannte auf das rostrote Gefieder des Vogels und auf die Matte, die golden glänzte in der Mittagsglut.

Noch einmal krächzte das Raubtier heißhungrig auf und flog dann über den Tessin in die Felsenwildnis. Barfüßig sprang ein Kind die Anhöhe hinan und brachte den Schaffenden ein Krüglein Milch und gelbschimmernde Polenta.

Die Mädchen zogen die kühlen Leinentücher fester um den Kopf, lockerten das Mieder und setzten sich in den Schatten einer Bodenwelle zur Mittagsrast.

Von Villa her schlug die Turmuhr zwölfmal weithinhallend an.

Ein Juchzer tönte von Hang zu Hang und wurde von den Schaffern beantwortet.

Nun ließen alle die Hände ruhen und kosteten den Mittagsfrieden, der surrend durch die warme Luft heranschwirrte und sich versteckte im grünen Kräutermeer.

(Fortsetzung folgt).

Der Schatten am Grenzzaun.

Nachdruck verboten.

Eine einfache Geschichte aus dem Innern Australiens.

Von **J. M. Humphrey Swanson,** übersetzt von Johanna Spöndly, Sydney.

Es war heiß — schrecklich heiß; aber es ist eben nie anders in Mundrawalla und Umgebung. Etwas anderes erwarten wäre fast ebenso töricht, als um etwas ganz Unmögliches bitten. Ein oder zwei kurze Monate ist es zwar „Winter", d. h. das Thermometer fällt bis 7 Grad R., und ein schneidender Wind fegt dann einen Tag nach dem andern über die endlose Ebene. Wohl sehnen sich da viele nach der Wärme des Sommers, wo dann 45 Grad R. im Schatten an der Tagesordnung sind.

Ein mit zehn großen Ochsen bespannter Wagen hielt vor einer ärmlich aussehenden Landschenke. Drauf saß eine junge, frisch und gesund aussehende Frau mit ihren beiden fünf- bis sechsjährigen Sprößlingen inmitten all ihrer Habseligkeiten, die rings um sie aufgepackt und ihr auch als höchst einfache Sitzgelegenheit aufgebaut waren.

Wenngleich diese junge Mutter kräftig aussah und voll guten Mutes in die Welt blickte, so war es doch gut für sie, daß sie noch keine bestimmte Ahnung hatte von dem harten Leben, an dessen Schwelle sie sich nun mit ihrer Familie befand, und noch weniger von der Art und Beschaffenheit des Bodens, der sie nun ernähren sollte.

Sie war freilich seit ihrer Kindheit an ein ziemlich hartes Leben gewöhnt; aber damals war ihre Ansiedlung doch nicht gar so furchtbar weit von Sydney entlegen gewesen.

Es fing eben an in ihr aufzudämmern, daß zwischen dem frühern Heim und dem zukünftigen eine breite Kluft lag in der Gestalt des schneckenartig durch endlose, eintönige und trostlose Ebenen dahinschleichenden Flusses Darling.

Glücklicherweise war die junge Frau nicht mit großer Einbildungskraft begabt. Sie würde sonst fast körperlich gefühlt haben, wie dieser Fluß in seiner endlosen Länge und all die Mühseligkeiten dieser langwierigen Reise nach und nach alle Energie und allen Mut niederdrücken mußten.

Sie hatten die günstigste Zeit getroffen. Kurz vorher waren heftige Regengüsse gefallen, sodaß der Fluß schiffbar war und sie die Reise bis jetzt auf dem Dampfboote hatten zurücklegen können. Auch die Gegend ringsherum, in der eben die ersten Ansiedler angefangen hatten, das Land urbar zu machen, zeigte sich im besten Lichte. Bei der Fahrt auf dem Flusse hatte man sogar einige sehr hübsche Ausblicke gehabt, wenn sich durch den Blätterrahmen der roten Gummibäume mit saftigem Gras und Kräutern bedeckte Ebenen gezeigt hatten, die dem Auge immergrün erschienen.

So kam Marion Jackson immer mehr zur Ueberzeugung, wie recht ihr John gehabt hatte in seiner bestimmten Voraussicht, daß sie in diesem neuen, bis jetzt sehr dünn bevölkerten Distrikte sicher ihr Glück machen würden.

Freilich, Mundrawalla war schon eine Enttäuschung gewesen; aber es war eben eine ganz junge Stadt.

John Jackson hatte sie dort erwartet mit dem mit Ochsen bespannten Wagen, der sie zu ihrer neuen Ansiedlung bringen sollte.

In diesem Augenblicke befand sich der junge Ehemann in der Schenke, um seinen Durst zu löschen, von dem in dieser Gegend jegliches lebende Wesen das ganze Jahr hindurch gequält wird.

Von Mutter Natur mit eben nicht allzu großen Fähigkeiten begabt, zeigte er jetzt bei seinem Erscheinen unter der Tür ein selbstbewußtes Auftreten, vielleicht eben darum, weil seine Kenntnisse über die Gegend und das Leben, in die er nun seine Familie führte, äußerst spärliche waren.

Er machte sich mit dem letzten Aufpacken zu schaffen und warf noch einen Sack voll Zucker und einen Sack voll Mehl auf den Wagen, die sich die beiden Jungen sogleich als gute Sitze auswählten. Nun knallte er mit seiner langen Peitsche, und langsam setzte sich das Gefährt in Bewegung.

Marion neigte sich lächelnd zu ihrem Manne und fragte ihn, wohin er sie denn führen werde.

Dieser deutete nach Osten:

„Dort hinüber! Es führt zwar noch keine Straße hin; aber wir folgen den Wagenspuren."

„Und das ist ja das Beste für Leute unseres Schlages," antwortete die junge Frau munter.

Das Leben hatte noch nicht allen Mut aus ihr herausgepreßt und ihr Herz noch nicht gebrochen.

Als junges Mädchen hatte sie von früh bis spät in der weit abgelegenen Ansiedlung ihres Vaters gearbeitet. Natürlich hatte sie da nach der Art junger Mädchen auch ihre Zukunftsträume gehabt und Luftschlösser gebaut. Kam auch nur selten eine Zeitung ins Haus und Bücher erst gar nicht, so wußte doch ihre Mutter immer und immer wieder von England und von Ländern jenseits der Meere zu erzählen. So war es nicht zu verwundern, daß bisweilen eine große Sehnsucht in ihr erwachte, wenigstens einmal Sydney zu besuchen, was ihr als Gipfel aller Wünsche erschien.

Aber die Jugend geht vorüber, und die Monotonie des Lebens spinnt sich fort. Wenn eine Hoffnung nach der andern getäuscht wird, so fängt das Herz an, sich mit der Gegenwart zufrieden zu geben, so eintönig sie auch sein mag.

Doch plötzlich nahmen all ihre Träume und Wünsche feste Gestalt an in der Person von John Jackson, der in ihrem Leben auftauchte und um ihre Hand anhielt.

Hatte er das auch wirklich getan? In seiner linkischen und verdrossenen Weise hatte er so etwas gebrummt, von dem

eigentlich nachher niemand recht wußte, was er gemeint hatte, am wenigsten er selbst. Doch wurde den Worten eine Deutung gegeben, und das junge Paar wurde getraut durch einen jener Geistlichen, die ein mühseliges Leben führen, indem sie Monate lang im Busch von einer Ansiedlung zur andern reiten, um diese so weit zerstreut lebenden Leute nicht ohne jeden geistlichen Trost zu lassen.

Das junge Paar fing nun das Zusammenleben armselig, aber voll schöner Zukunftspläne an.

Jackson malte seinem jungen Weibe aus, wie schnell sie nun vorwärtskommen würden, wie er es zu Geld bringen und sie dann ein behagliches Leben führen könnte.

Freilich gestand er sich selbst nicht ein, daß es Marianne war, die tatsächlich alle Arbeit verrichtete.

Sie glaubte ihm zuerst willig genug; aber sechs Jahre waren nun dahin und ihre Verhältnisse immer schlechter geworden.

In dieser Zeit fingen die reichen Squatter an, mit ihren großen Herden nach Westen vorzurücken.

So beschloß Jackson, es ihnen nachzutun und auch westwärts zu ziehen, und es gelang ihm, einiges Land in der Nähe von Mundrawalla zu erwerben.

Nun rief Marianne ihre fröhliche Zuversicht wieder zu Hilfe und öffnete ihr Herz den schönen Hoffnungen, die sie auf die Zukunft baute. Obgleich ihr Mann es ihr nie eingestand, machte sie auch sein Leben heiter mit ihrem fröhlichen Mute.

„Es schadet ja niemand, fröhlich zu sein, auch wenn alles schief geht," sagte diese Frau in spätern Jahren noch mit einem einfachen, ihr unbewußten Heroismus. Und eine Art Heroismus ist es, unverändert guten Mutes und fröhlicher Zuversicht zu bleiben, wenn jede Hoffnung geflohen ist und das Leben immer engere Grenzen um uns zieht, die alle nach dem einen Punkte hinlaufen. . . .

Doch kehren wir zu unserer Heldin zurück, die dahinfährt, ihrer zukünftigen Heimat entgegen, über eine schwarze, fast baumlose Ebene. Nach und nach ließen sie jede Art bepflanzten Bodens weit hinter sich und sahen nichts mehr als Spinifex und Salzbusch und Salzbusch und Spinifex.

Ein Boden, der während sechs Monaten im Jahre den Schafen spärliche Nahrung abgeben kann, aber alles weitere versagt!

Doch Marianne wußte ja glücklicherweise noch nichts von all dem, und Jackson war zu träge und gleichgültig gewesen, um genaue Erkundigungen einzuziehen.

Er wußte den Weg nach dem Bestimmungsort, ein Zelt war leicht aufgespannt, und sie würden bald anfangen, ein Haus zu bauen, was konnte da eine Frau noch mehr wünschen? — — — — — — — — — — — — — —

Nach einiger Zeit war das Haus, oder besser gesagt, die Hütte errichtet, und wieder war es Marianne, die tätig und unermüdlich beim Bauen mit Hand anlegte, indem sie das Holz spaltete, das Material herzutrug u. s. w.

Desgleichen begannen sie auch mit dem Urbarmachen des Bodens, sie säeten und pflanzten an, beteten um Regen — — und warteten — und hofften.

Nach und nach wuchsen auch die Jungen heran; aber auch ihre Mithilfe in der Arbeit hatte keine bessern Resultate.

John ward dieses Lebens immer mehr überdrüssig.

Dieser ewige Kampf um nichts mit der entsetzlichen Trockenheit des Bodens, der nichts anderes als Salzbusch und Spinifex hervorbringen wollte, erschlaffte seine nie zu große Energie vollständig.

Jedes Jahr war der Verlust an Vieh und Schafen ein großer, sodaß die Aussicht in die Zukunft immer trostloser wurde. . . .

Eines Tages fuhr John mit dem spärlichen Ertrag, den Marianne ihrer Milchwirtschaft abgewinnen konnte, nach Mundrawalla. Dort verkaufte er den Wagen und das Geschirr, ließ das Pferd laufen und machte sich aus dem Staub, d. h. er schiffte sich ein auf einem Wollschiffe, das eben den Darling hinunterfuhr, und verschwand für immer, Weib und Kinder feige ihrem elenden Dasein überlassend.

Marianne erwartete ihn abends am Grenzzaun.

Sie war bis jetzt noch nie ganz verzweifelt, wenn sie auch abgearbeitet und oft nahe am Verhungern war.

Nun erblickte sie das Pferd, das gemächlich und ungeschirrt dem Heim zutrottete.

Die volle Wahrheit drängte sich ihr augenblicklich auf. Sie wußte ja nun, was John gemeint hatte, als er beim Abschied geäußert: „Was auch immer kommen mag, mein Wunsch ist, daß du die Ansiedlung nie verlassen mögest, ehe ich wiederkehre."

Nun brach sie für den Augenblick zusammen. Laut aufschluchzend stützte sie ihre braunen, magern Arme auf den Zaun und legte ihr müdes Haupt darauf, immer wieder ausrufend: „O John, wie konntest du mir das antun? Ich habe doch gewiß nichts verschuldet, um dies zu verdienen!" — —

Sie gab sich ihrem Kummer so hin, daß nach einigen Monaten ihre Jungen es nicht länger mitansehen konnten.

Sie waren nun große, starke Burschen geworden unter all der Arbeit und all den Entbehrungen.

Eines Tages traten sie vor die Mutter und machten ihr den Vorschlag, daß sie fortgehen wollten, um den Vater zu suchen und zu ihr zurückzubringen.

„Nur versprich uns, daß du dich nicht mehr so abhärmst; wir werden ihn sicher zu dir zurückführen. Und versprich uns ferner, daß wir dich hier finden werden, wenn wir alle drei wiederkehren werden!"

Sie gab das Versprechen — und sie gingen weg.

II.

Nun nahm Marianne den Kampf ums Dasein auf ihre Schultern allein. Durch den endlos scheinenden Sommer, der mit fürchterlicher Hitze das arme, ausgetrocknete Land immer mehr auszubrennen schien, und durch ein paar schnell vergessene Winterwochen arbeitete sie unverdrossen. Niemals unterließ sie ihren allabendlichen Gang zum Grenzzaun.

Sie arbeitete hart wie ein Mann, sparte wie ein Geizhals und wurde immer schweigsamer. Sie säete und erntete, hantierte mit Spaten und Schaufel, besorgte die wenigen Schafe so gut, als sie es verstand, tötete Schlangen, wenn sie zu nahe kamen, wehrte sich tapfer für ihre Heimstätte gegen herandrängende Buschfeuer und suchte ihre Produkte auf dem Markte zu verkaufen, so gut sie es konnte.

Nie verfehlte sie nach der einsamen, holprigen Fahrt nach Mundrawalla auf dem Postbureau nach Briefen zu fragen; denn die Jungen konnten doch gewiß jemand finden, der für sie zu schreiben verstand.

Ihre nächsten, allerdings einige Meilen entfernt wohnenden Nachbarn waren Franzosen; aber Marianne hatte kein Zutrauen zu Fremden. Nach der entgegengesetzten Richtung, aber noch weiter entfernt, wohnte ein Irländer, dessen Frau sich oft dem Trunke ergab.

Im Laufe der Jahre versuchte diese Mrs. Delaney bisweilen, Marianne zu verleiten, all ihre Sorgen und ihre Arbeit zu vergessen und ihrem Beispiel zu folgen. Marianne fertigte sie aber immer kurz ab. Sie hatte versprochen, das Heim zu halten, bis ihre Söhne wiederkämen, und sie sollten sie da finden.

Freilich waren nun fünf lange, lange Jahre dahin seit jenem Abschiede.

In dieser Zeit verließen auch die Irländer die Gegend, und Marianne sprach nun mit niemand mehr.

Sie gewöhnte sich so sehr an die vollständige Einsamkeit, daß sie alle Furcht verlor.

Das Leben hatte diese Frau so niedergedrückt und so oft getäuscht, daß sie ganz gleichgültig und stumpf für die Außenwelt wurde.

Das klägliche Geheul der Dingos (wilden Hunde) in der Nacht, die sie umgebenden Buschfeuer, hie und da auch ein Landfahrer, der um ein Nachtlager bat, nichts konnte sie mehr rühren.

Jedes Gefühl und all ihre Gedanken hatten sich in ihr in zwei einzige Ideen zusammengefaßt, und diese waren, daß ihre Söhne gewiß zurückkehren würden und daß sie sie im alten Heim finden sollten.

Sie hatte im Leben drei Dinge gelernt und sann nun darüber nach: erstens, daß das Leben voller Rätsel sei, die sie nicht lösen konnte, — zweitens, daß alle Dinge, sowohl Freude als Sorge, eines Tages zu ihrem Ende kommen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß die sanften Pfade viel schneller zum Ende führen als die dornenvollen, — und drittens, daß die Tugend ihre Belohnung schon in ihrer Ausübung findet.

So wartete sie mit einer Ruhe, die freilich mehr und mehr Apathie und Verzweiflung wurde.

III.

Wir überspringen eine lange Spanne Zeit.

Es ist kurz vor Weihnachten, und wir belauschen das Gespräch zweier Männer in einer ärmlichen Wohnung zu Sydney.

Der eine erzählt dem andern von einem Traume, der ihn in der vergangenen Nacht an die Stätte der alten Heimat geführt und ihm die arme, verlassene Mutter gezeigt hatte, die nun seit zwanzig Jahren auf die Heimkehr ihrer Söhne wartete.

Er hatte den festen Entschluß, hinzureisen, um so mehr, als jetzt eine Eisenbahn nach Mundrawalla führte.

Der andere hatte vor der Hand verschiedene Einwände gegen den Plan.

Sein Gewissen machte ihm weiter keine Vorwürfe.

Er suchte den Bruder zu überzeugen, daß die Mutter sicher nicht auf dem armseligen Gute geblieben, sondern nach der Stadt gezogen sei, die ja in der letzten Zeit einen Aufschwung genommen habe.

Doch Jims Gewissen war geweckt und ließ ihm keine Ruhe mehr. Er machte sich und seinem Bruder bittere Vorwürfe über das lange Wegbleiben und hatte keine Ruhe, bis auch Ned die Absicht äußerte, ihn zu begleiten. So traten sie noch an demselben Abend die lange Reise an.

Ihr rauhes, ärmliches Aussehen zeigte auf den ersten Blick, daß sie auch „draußen in der Welt" ein Leben voll Arbeit und Armut geführt, das sie immer weiter von der alten Heimat entfernt hatte.

Von Mundrawalla aus setzten sie die Fahrt auf einem Wagen fort.

Jim, der nun voller Angst und Besorgnis um die Mutter war, hielt vor dem Hause der Franzosen an, um doch vorher etwas Gewisses zu erfahren von dem, was sie zu Hause finden würden.

Sie vernahmen auch zu ihrer Freude, daß die Mutter erst den Tag zuvor vorbeigekommen sei und sich auch in ihrer kurzen Weise geäußert habe, daß ihre Söhne nun bald kämen.

Sie hörten auch, welch einsames, hartes Leben die arme Frau geführt und wie sie keinen Abend versäumt habe, nach dem Grenzzaun zu gehen, um dort auszublicken nach den heimkehrenden Söhnen.

Dies brachte Tränen in die Augen dieser rauhen Männer.

Sie eilten nun dem Ziele ihrer Reise zu und schauten von weitem schon spähend nach dem Grenzzaun aus — aber umsonst: die tägliche Erscheinung war heute ohne Zweifel schon vorher dagewesen.

Die äußerste Stille und Verlassenheit der Stätte legte sich wie Blei auf sie, und ungeduldig näherten sie sich der Hütte.

Jim rief schon von weitem: „Mutter, Mutter, hier sind wir endlich, vergib uns!" — — Aber keine Antwort kam aus dem Hause.

Er öffnete die Türe und sprach leiser: „Mutter!" — —

Aber da strauchelte er über ein Etwas, das auf dem Boden lag, und — — beide standen wie erstarrt bei dem Anblick, der sich ihnen bot.

Jim warf sich neben die Gestalt nieder und beschwor sie, ihnen doch Willkomm zu sagen — — aber sie waren einen Tag zu spät gekommen — — die Mutter hatte die Augen für immer geschlossen.

In ihren Händen hielt sie einen alten, verblaßten, kleinen Kittel, den einst einer ihrer Jungen getragen, und dies und ihr altes, abgehärmtes Antlitz redeten eine überwältigende Sprache zu den beiden Männern von allem, was diese Frau durch all die Jahre still in sich getragen und wie sie umsonst immer auf ihr Wiederkommen gewartet hatte.

Aber die Reue kam zu spät — der Tod hatte sich unerbittlich zwischen sie und den Gruß von den Mutterlippen gestellt.

Begegnung im Wald.

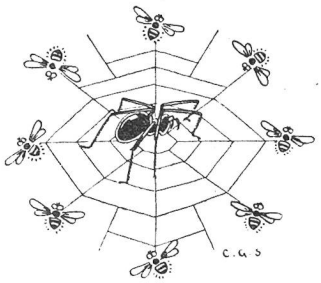
Ich lag im Wald im weichen Moos
Und sah ins Spiel der Blätter.
Es war ein heißer Sommertag,
Ein rechtes Juliwetter:
Und Bienensummen — Grillensang —
Hoch in den Wipfeln rauscht die Luft,
Und ein verlorner Glockenklang
Zieht leis den dunkeln Forst entlang,
Und Kuckuck ruft —

Da kommt daher mit Hall und Schall
Ein Jubeln und Schalmeien,
Und eine laute Bubenschar
Durchstürmt die Tannenreihen.

Die singen hell ein schmetternd Lied
Aus jugendfrischen Kehlen —
Das kann auch auf ein traurig Herz
Die Wirkung nicht verfehlen!

Auf spring' ich, und in ihrem Kreis
Steh' ich und sing' im Chore,
Und schreit manch' einer noch so falsch,
Rein klingt es meinem Ohre.

Vergessen und entflogen sind,
Die mich gequält, die Sorgen,
Und mich umgaukelt und umstrahlt
Mein eigner Lebensmorgen. —

Noch als die tolle Schar davon
Und im Gesträuch verschwunden,
Lebt' ich in meiner Bubenzeit
Verträumten, sel'gen Stunden — — —
Und immer ferner klingt der Sang,
Hoch in den Wipfeln rauscht die Luft,
Und ein verlorner Glockenklang
Zieht immer noch den Forst entlang,
Und Kuckuck ruft.

Hans Müller-Irminger, Zürich.